

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 103 (1977)
Heft: 32

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau

Neue Leiden des alten F.

F. ist der alte Fussgänger oder die alte Fussgängerin, alt vielleicht nicht einmal so sehr nach Jahren, sondern alt im Sinne von antiquiert, bereits fast überholt als Erscheinungsform. Der Fussgänger ist der Störfaktor des Strassenverkehrs. Ich weiss nicht, ob es einen solchen oder ähnlichen Leitsatz bei den Verkehrsämtern gibt, aber seit ich den Vortrag eines Planungsbeamten gehört habe, ist er mir fast zur Gewissheit geworden.

Stellen Sie sich eine grosse Verkehrsader vor; auf ihr fahren nicht nur die Schlangen von Wagen, welche sich nach der Autobahn drängen oder die nächste Abzweigung in die grünen Vorstädte nehmen wollen; auf ihr befinden sich außerdem zwei Tramlinien und die Schienen einer Vorortbahn, und natürlich verkehren darauf alle andern Vehikel, die wiederum stadtwärts wollen. Der rollende Verkehr muss geregelt werden, also baut man Ampeln. Zur Sicherheit des Fussgängers, wie man immer wieder behauptet. Aber sollte dann der Fussgänger nicht auch ernst genommen werden als gleichberechtigter Verkehrsteilnehmer? Die roten und grünen Früchte der Verkehrsplaner kosten zwar Unsummen, doch bei ihrem Anblick ziehen sich einem manchmal die Zähne zusammen

wie beim Genuss von unreifem Obst. Zur Betrachtung dieser Früchte fehlt es mir ja nicht an Zeit, denn sie wird mir ja durch sie selbst diktiert.

Bei der Einmündung einer Querstrasse in jene erwähnte Verkehrsader gibt es eine bekannte, sehr gute Bäckerei. Zwar befindet sich die Bäckerei gleich gegenüber einem Lebensmittelgeschäft, einem Milchladen und einer gut renommierten Metzgerei, so dass man mehrere Einkäufe verbinden kann. Sagte ich gleich gegenüber? Ja, so war es einmal. Da gab es einen Fussgängerstreifen, und man konnte seine Einkäufe rasch erledigen. Heute aber liegt dieses Gegenüber jenseits eines reissenden Stromes, den man nur mit grosser Mühe und ausdauerndem Warten überqueren kann. Früher hielt auch noch das Tram vor der Metzgerei. Jetzt aber hält es erst nach Einmündung der Querstrasse, mitten auf der Fahrbahn, und die Fahrgäste haben eine kleine Insel bis zur Erreichung der Ampel zur Verfügung. Auf diesem schmalen Streifen kommt man sich tatsächlich vor wie auf einem öden Strand, denn rechts und links branden die tosenden Wogen des Strassenlärmes, und ihr Gischt zerstört penetrant sein Parfum, Marke «l'Air du Temps», aber nicht von Nina Ricci. Wenn endlich die schäbige grüne Gestalt an der Ampel aufleuchtet, hastet der Fussgänger über die zweite Hälfte der Fahrbahn, hofft aber jedesmal vergeblich, auch

noch die Einmündungsstrasse zu überqueren, denn eine grüne Welle gibt es nur für Fahrzeuge.

Wenn ich also von der bekannten Bäckerei zu der gutrenommierten Metzgerei gelangen will, muss ich heute *fünfmal* an einer Verkehrsampel vorbei. Dass dieser Hindernislauf die beste oder gar die einzige Lösung zum Wohle des Fussgängers darstelle, fällt mir schwer zu glauben. Auch ich bin Anhänger der kleinen Lädeli; doch wen wundert's, dass sie immer mehr verschwinden, wenn der Weg dorthin von den bitteren Früchten der Verkehrsplaner abhängt und eben nicht mehr nur «um die Ecke» oder «über die Strasse» führt? Gibt es wirklich nur noch die andere Lösung, nämlich die hässlichen Ueberführungen über Autostrasen, die für Frauen mit kleinen Kindern oder gar mit Kinderwagen, für schwer-schleppende Hausfrauen und alte, gebrechliche Menschen unzumutbar sind?

Ein Architekt erklärte kürzlich an einer Versammlung über Quartierfragen, wie der Quartierverkehr geplant werde: zuerst alle technischen Details für den Autoverkehr; danach richten sich dann die Fahrstrecken und Haltestellen der öffentlichen Verkehrsmittel. An den Fussgänger denkt man erst ganz zuletzt, wenn alles bereits verplant ist. So nimmt der alte F. immer neue Leiden auf sich, die er erst noch selber mitfinanziert.

Nina

Selbstverwirklichung

Ein erhabener Begriff, der zum Schlagwort abgesunken ist. Heute sprechen, schreiben, diskutieren, theoretierten so viele so vielfäl-

tig über das, was früher ein weites seelisches Feld umspannte und doch klare Grenzen hatte, dass daraus fast zwangsläufig Einfältiges – oder milder: Einseitiges – resultiert.

Besonders weiblichen Wesen wird allüberall die Selbstverwirklichung wärmstens empfohlen. In Zeitschriftenartikeln, Radiosendungen, Fernsehfilmen. Im Kreis der Lieben. Beim Arzt, Psychologen, Psychiater. Beim Scheidungsanwalt.

«Selbstverwirklichung» steht oft für Egoismus, für das unerbittliche Fortschreiten auf einem Weg, der zu nichts führt als zum Kreis um die eigene Person. Und das ist kaum weit genug.

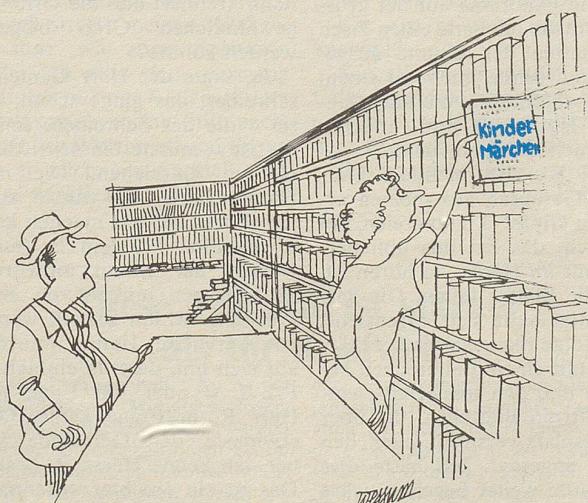
Wenn eine Frau erkennt, dass sie sich dazu eignet, eine Familie zu umsorgen, wenn sie ihrer Einsicht entsprechende Taten folgen lässt, treten bestimmt erschrockene Gutmeiner auf den Plan, die mit beschwörendem Timbre in der Stimme erklären, das erreichte Ziel – Heim und Herd – dürfe unter keinen Umständen Endstation eines Lebens sein. Die Nur-Hausfrau solle sich entwickeln, sich innerlich entfalten, äusserlich in gewissen Punkten von ihren aktuellen Pflichten und praktischen Interessen distanzie-

ren, sonst verrate sie ihr eigenstes Ich.

Ist die Angesprochene nicht willig, so brauchen die Ratgeber verblümte Gewalt. Sie zeichnen das Bild einer Zukunft, die durch erwachsene Kinder und einen gleichgültigen Gatten verpuscht werden muss. Ohne rechtzeitiges Engagement für einen fesselnden Beruf (vorzugsweise mit öffentlichen Aemtern und Würden) ist die Familienbetreuerin in der zweiten Lebenshälfte völlig verloren. – Wünscht sie das etwa?

Und: Wünscht die Ledige wirklich, auf sich gestellt zu bleiben, bis sie das Alter von ihren Aufgaben trennt? Auch sie sollte die Selbstverwirklichung anstreben. Je eher, desto besser. Warum sucht sie sich keinen Freund, der, wenn sie Glück hat, sogar vor einer Heirat nicht zurückschreckt? Warum plant sie ihren Lebensabend nicht spätestens am Daseinsmittag?

Die Variante – das andere Extrem. Zwei Existenzformen, die, konsequent gestaltet, Anstoss er-



«Nun gut, wenn Sie eben lieber etwas über Sex, Verbrechen und Unzucht wünschen ...»

regen. Bei den Besserwissern. Weil sie nicht begreifen, dass sich gewisse Menschen – Frauen generell wohl eher als Männer – um einen anderen Preis selbstverwirklichen möchten: Ihre Ich-Werdung gründet auf der Hingabe – an eine Berufung, der sie innerhalb oder außerhalb der eigenen vier Wände folgen. Je nach Veranlagung, jedoch möglichst ohne Konzession – an die allgemeine Tendenz, die dem Bedürfnis, für andere, in anderen zu wirken, krass zuwiderläuft.

Dabei erfordert das Motto «leben und leben lassen» gerade in bezug auf «Selbstverwirklichung» den höchsten Beachtungsgrad. Niemands Fuss passt genau in die Stiefel dessen, der vor ihm geht. Weshalb darf also nicht jeder Mensch den Grund selbst suchen, auf dem er Standfestigkeit und Halt zu finden hofft? Warum darf nicht jeder tun, was er tun zu müssen glaubt? Verhaltensmassregeln gibt es viele. Auf jeden anwendbare: wenige. Ilse

Vorsorgliche Massnahmen des Bundesrates

Wer an der Vorsorge unserer Landesväter für uns alle zweifelt, der verfolge seine Beschlüsse wachen Geistes, und er wird sehen, dass wir doch als Menschen eingestuft werden, vor dem Stimm- oder Federvieh. Die neuen Tierschutzgesetze verbieten die Batteriehaltung vorläufig nicht ausdrücklich (Geschäft kommt vor Herz). Dagegen behält sich der Bundesrat vor, Charterflüge nach Bedarf zu sistieren.

Wer je einen Charterflug auf einer Langstreckenlinie in einer Chartermaschine erdauert hat, und ich glaube, das sind heute recht viele Mitleidigen, kennt gewiss das sogenannte Batteriehennen Gefühl (Syndrom). Der Glückliche, der in der Maschine einen Fensterplatz zugeteilt bekommen hat, geniesst anschauliche Weltgeographie von oben. Aber die Freude ist kurz und die Nacht lang! Es ist immer wieder erstaunlich und bewundernswert, wie es uns möglich ist, auf kleinstem Raum zu essen, zu lesen, zu schlafen, dank gegenseitiger Rücksichtnahme. Aber was tut

der Mann am Fenster, wenn sein Nachbar selig pfust (endlich!), und er sollte unbedingt aufstehen, sei es wegen Toilette, Uebelkeit oder eingeschlafenen Gliedern? Es erhebt uns wirklich über das Tier, dass wir in dieser Situation weder hacken, noch gackern, sondern, wenn der Drang übermäßig wird, versuchen, süferlich über Taschen und Beine zu steigen.

Wir stören trotzdem und müssen uns nachher auch wieder zurückzuschacheln, da die Stewardess die Gangsteher nicht schätzt. Innerst einiger Nachtstunden entwickelt sich so das Legebatterie-Syndrom, d. h. wenn uns die Erziehung nicht hindern würde, wären wir aggressiv, triühsinnig oder würden uns in die Federn geraten. Wir entwickeln Eigenschaften, die jeder Tierpsychologe beschreibt. Da wir aber Menschen sind, verdrängen wir diese Gefühle, werden folglich frustriert und kommen schliesslich psychisch geschädigt ans Ende unserer Reise. Wir wissen genau, dass Batteriehaltung verboten sein sollte – seien wir dankbar für die Voraussicht und Fürsorge des Bundesrates, der sich wenigstens bei Charterflügen ein Veto vorbehält! Wo kämen wir auch hin, wenn der ferienmüde Schweizer auch noch frustriert und aggressiv über Kloten wieder heimkehrt!

Marietta

«For tourists only» – Segregation im Alpenland

Meine Tochter hat es längst herausgefunden: will sie zur Sommerszeit in ihrer Innerschweizer Heimatstadt einigermassen anständig bedient werden, holt sie ihr bestes Gymi-Englisch hervor, verbrämt es mit etwas Kaugummi-Akzent und wird wie eine Königin behandelt. Nicht so die

Mutter, die sich auch zur Sommerszeit sträflicherweise als das ausgibt, was sie ist: als eine Einheimische.

Das bekam ich an einem der ersten Ferientage zu spüren, an dem ich mit meinen Kindern das Bähnchen zu einem weltberühmten Aussichtsberg bestieg, den feudalen Hotelpalästen den Rücken kehrte und auf einem stillen Waldfpfad, der für Filmstars und Regierungs-Oberhäupter gerade gut genug ist, einem weniger bekannten Gipfelpunkt zustrebte. Dort erwartete uns tatsächlich der Gipfel. Nicht dass wir vier Personen etwa nur ein einziges Gipfeli konsumiert hätten, ganz im Gegenteil: da es um 11 Uhr vormittags noch zu früh war, um das Mittagessen à la carte zu bestellen, liess ich zunächst für meine Sprösslinge und mich reichlich Tranksame bringen. Die Kinder hatten jubelnd eine Schaukel und ein Tischtennis entdeckt, und ich genoss, fast als einzige Touristin, das herrliche Panorama auf der grossen Terrasse. Ich hatte einen Tisch im Schatten der Bäume ausgewählt und fühlte mich, an einem ganz gewöhnlichen Werktag, jeglichen Haushalt- und anderen Problemen völlig entrückt.

Doch jäh riss mich ein kratzendes Geräusch aus meinen erhabenen Gipfel-Träumereien, ein Geräusch, das bei uns üblicherweise nur im Herbst zu hören ist, wenn die Blätter fallen. Die Servierotchter hatte sich, offensichtlich zufolge mangelnder Beschäftigung, mit einem Laubrechen bewaffnet und den spärlichen, winzigen dünnen Blättchen, die über den Kiesplatz verstreut lagen, den Kampf angesagt. Ich hätte dies wohl kaum weiter beachtet, wäre nicht die Chefins des Hotels plötzlich aufgetaucht und hätte mich samt Kindern, nachdem ich eine

keineswegs knauserige Bestellung für ein richtiges Mittagessen aufgegeben hatte, ersucht, meinen schönen Tisch zu räumen, da jetzt unbedingt darunter gewischt werden müsse. (Unter dem Tisch lagen vielleicht ein halbes Dutzend welker Blättchen, vielleicht waren es auch nur fünfeinhalf.) Die Art der Chefins liess keine Widerrede zu. Zu spät besann ich mich auf meine vielseitigen Sprachkenntnisse: meine Identität als simple (allzu simple?) Einheimische war nicht mehr zu tarnen. So zügelten wir eben, die Servierotchter wischte das spärliche Häuflein hervor, und, kaum geschehen, wurde der gute Tisch von einer Horde Fremder in Beschluss genommen, deren «Damen» erst noch recht ostentativ ihre nackten Zehen auf den Stühlen zur Schau stellten. Seltsam ... mir war der Appetit vergangen. Das nächste Mal bestelle ich kaugummikauend «Fondue with Coca-Cola», rufe dauernd «how wonderful» und gehe dann sicher, meinen schönen Tisch für die ganze Dauer einer Mahlzeit zu behalten.

Bethli du Chalet

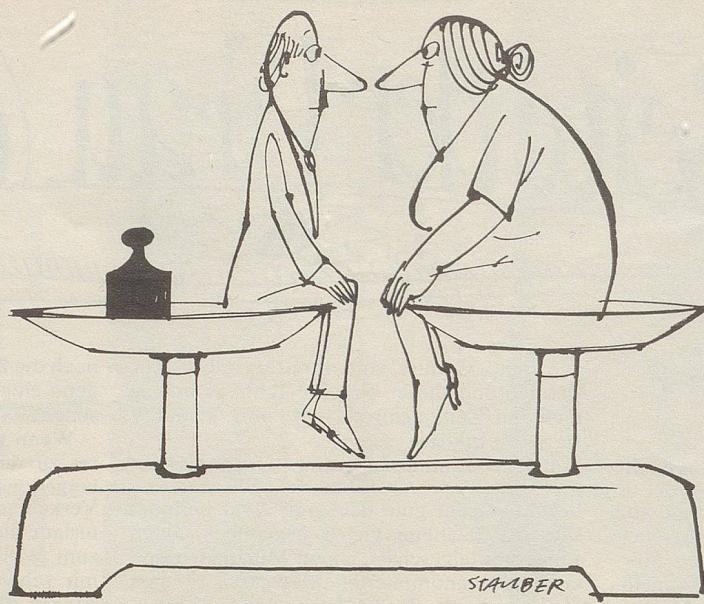
Der «rechte» Mann

Unsere seit Jahrzehnten bei uns lebende Hausgenossin ging dieser Tage mit ihrer – natürlich von mir ausgefüllten Steuererklärung auf das Gemeindebüro. Sie traf zufällig den Gemeindeschreiber an, und da kam ihr blitzartig eine Frage in den Sinn. Sie fragte also:

«Da aus unserer Familie nur noch zwei Geschwister übrig sind, mein Bruder Otto, der bereits in einem Altersheim untergebracht ist, und ich, die nun bald in ein solches ziehen werde, möchten wir im gleichen Grab bestattet werden. Wäre eine Lösung in dem Sinne möglich, dass das erste, das stirbt, gewöhnlich bestattet, das zweite dann kremiert und die Urne dem gewöhnlichen Grab beigelegt werden könnte?»

Ja, sagte der Herr Gemeindeschreiber, das ginge schon, aber sie – die des Schreibens unkundig ist – müsste ein schriftliches Gesuch einreichen. Die naive Hanna sagte, sie wüsste schon jemanden, der das machen könnte, nämlich Fräulein B. (mich), worauf der Mann antwortete: Das Gesuch müsste von einem «rechten» Mann gestellt werden. Die verwirrte Hanna murmelte vor sich hin, dass da einfach nur Frl. B. – oder am Ende noch Herr R. in Frage käme. O ja, erwiderte der Gemeindeschreiber, ich kenne Herrn R. bestens. Das ist ein «rechter» Mann, der würde anerkannt ...

Der «rechte» Mann ist Elektriker-Angestellter, dessen Bil-



Eptinger macht frisch und munter

dung nicht gerade hervorragend ist. Aber eben, er ist ein Mann, und Fräulein B. war nur während 35 Jahren eidgenössische Beamtin, die Hunderte von derartigen Gesuchen geschrieben hat. Für das Ausfüllen der Steueraklärungen sind die Frauen gerade gut genug (zum Bezahlten auch), aber sonst? Nein, da muss ein «rechter» Mann her.

Ich frage mich nur, wie dumm (oder gescheit) die Frau des Gemeindeschreibers ist, wenn der Mann auf dieser Wellenlänge hockt!

bu

«He – Sie!»

oder: Wie wird die Schweizerin angesprochen?

Ort der Handlung ist ein sehr grosses und vor allem sehr volles Warenhaus an einem Samstagvormittag. Hauptakteure sind nebst meiner Wenigkeit ein Sekuritasmann und eine neu erstandene Teflonpfanne. Vollbepackt strebe ich dem Ausgang zu, das Portemonnaie erleichtert, die Tasche gefüllt mit vielen nützlichen und weniger nützlichen Dingen, die das Herz erfreuen. Die Menge drängt sich, die Registrierkassen laufen auf Hochtouren. Weil ich bereits im Untergeschoss, wo ich die Pfanne erstanden habe, bezahlte, glaube ich rasch und unbemerkt am Ausgang entschlüpfen zu können. Ich bin in grosser Zeitnot, denn ich weiss, dass mein Mann irgendwo in der Nähe falsch parkiert hat und ungeduldig auf mich wartet.

Doch das Auge des Gesetzes wacht. Ein Sekuritismann mustert mich bedächtig, sieht den Stiel der Pfanne aus der Tasche hervorragen und ruft mir zu «He – Sie!» Ich weiss, dass diese Anrede mich angeht, doch mein besseres Ich sträubt sich dagegen. Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, gehe ich mit ruhigem Gewissen weiter. Da ertönt noch einmal, eindringlicher: «He – Sie!» Ich straffe meinen Rücken, und stolz wie eine Spanierin schreite ich eilig dem Ausgang zu. Hinter mir ein Keuchen. Der Sekuritismann springt mir nach, und mit den Worten «Gueter Frou» zupft er mich am Aermel. (Bin ich das wirklich? Im Moment ist

mir nach allem anderen als nach «Gueter Frou» zumute.) Er lässt sich die Pfanne zeigen, deren Vorzüge erklären, denn es ist bereits meine zweite. Er gedenkt auch seiner Frau zu Hause eine solche zu besorgen und vergisst vor lauter Eifer fast, den Kassettzettel zu kontrollieren. Dann lässt er mich ziehen, ein wenig eingeschüchtert allerdings.

Nicht weil mich der Sekuritismann angehalten hat, um seine Pflicht zu erfüllen, bin ich so nachdenklich gestimmt, viel eher sein energisches «He – Sie!» lässt mich sinnieren.

Ich weiss noch, wie ich vor Jahren beschwingten Schrittes – einen Hauch von Pariser Luft einatmend – glaubte, davonschweben zu müssen, als man mich im Welschland mit einem liebenswürdigen *Madame* titulierte; gar nicht zu reden, mit welcher Grandezza ich meinen Geldbeutel zückte, als ich in südlichen Gefilden zur *Signora* wurde! Mit welch «herablassender Würde» habe ich erst das freundliche und diensteifige Personal in Wien behandelt, als man mich mit *Grädige Frau* ansprach. Im ganzen Fernen Osten wird man als *Grosse* oder *Kleine Schwester*, wenn nicht gar als *Tante* angesprochen, und es soll Staaten geben, wo man ganz einfach zur *Genossin* wird, was zwar in meinen Ohren nicht gut klingt, aber, prinzipiell und um der Wahrheit die Ehre zu geben, eben auch eine Anrede ist!

RM

Reisen bildet!

Gespräch zwischen Kundin und Kassiererin.

Ku: «So, jetzt komme ich dann eine Zeitlang nicht mehr, ich gehe in die Ferien.»

Ka: «So, fein, wohin gehen Sie denn?»

Ku: «Nach Rhodos.»

Ka: «Wo liegt das eigentlich?»

Ku: «Weiss ich doch nicht, wir gehen ja mit dem Flugzeug!»

Ka: «Ist es nicht irgendwo in Spanien?»

Ku: «Kann schon sein, auf alle Fälle irgendwo an einem Strand, es war eine Frau im Bikini auf dem Prospekt abgebildet.»

(Selbst gehört in Rotterdam)

L. Schaad

Reklame

Diese Tablette ist stärker als Ihr Kopfweh

Und sie hilft schnell. Auch bei Zahnschmerzen, Monatsbeschwerden, rheumatischen Beschwerden und fiebigen Erkältungen. Schon bald nach der Einnahme der Spalt-Tablette fühlt man sich erleichtert. Aber das allein kann ihren Erfolg nicht ausmachen. Die Wirkstoffe

der Spalt-Tablette sind nicht nur jahrzehntelang bewährt, sondern auch gut kombiniert. Diese besondere Kombination ist einer der Gründe für ihren besonderen Erfolg. Spalt schont den Magen. Spalt hilft schnell. Sie erhalten Spalt-Tabletten in Apotheken und Drogerien.

Echo aus dem Leserkreis

«Töten Sie mich ...»

Es ist in Muri leider zu Begriffsverwirrungen gekommen, die Ariane zu militärischen Schlüssen zwingen mussten!

Dr. phil. Franz Keller, Bern

«Stricken die Mädchen nach Proporz?»

Liebe Jenny, Deinen Unmut im Nebi Nr. 26 über die Verteilung der Komiteesitze in unseren Schul- und anderen Kommissionen kann ich gut begreifen. Auch mich hat die Sache früher gestört. Doch wüsstest Du eine bessere Lösung? Mir scheint die jetzige Art der Verteilung doch noch die gerechteste zu sein, indem die politische Sitzverteilung in den Gemeindebehörden bis hinunter ins Frauenkomitee aufgeschlüsselt wird.

Jedermann, resp. jede Frau hat ja die Möglichkeit, in der ihr entsprechenden Partei mitzuwirken. Damit bekommt auch jedermann die Chance, in ein Komitee gewählt zu werden. Wir Frauen müssten dann nur noch bereit sein, uns wirklich aktiv zu betätigen. Es dürfte nicht mehr passieren, dass, wenn uns jemand fragt, ob wir ein Amt übernehmen möchten, uns die faule Antwort in den Mund kommt: Ja, da muss ich zuerst meinen Mann fragen... Eine faule Antwort ist es nämlich, wir möchten uns doch eigentlich nicht exponieren. Lotti

«Namen» (Frauenseite Nr. 28)

Probleme schaffen, das macht die Dame aus der deutschen Illustrirten. Aber mit irgend etwas muss man ja diese Gazetten füllen.

Als mein Vater zum zweitenmal heiratete, habe ich, da meine Mutter noch lebte, meine Stiefmutter mit dem Vornamen angesprochen und bin gleichzeitig dazu übergegangen, auch meinen Vater mit «Fritz» anzureden. Er hatte nichts dagegen, und wir hatten ein geradezu ideales Vater-Tochter-Verhältnis. Meine ältere Schwester hingegen blieb bei «Vati». Ein Problem war das für uns aber nie.

Es wäre nur beinahe eines daraus entstanden, als ich meinen zukünftigen Mann kennenlernte. Nach dem gemeinsamen Bad in der Aare über die Mittagszeit sagte ich jeweils zu meinem Freund: «Jetzt muss ich aber gehen, der Fritz wartet!» und vergaß, dass mein neuer Freund ja nicht wusste, dass ich bei meinem Vater arbeite, und dass der Fritz hiess! So war er damals, wie er mir später gestand, sehr eifersüchtig auf diesen Chef Fritz! Hege

*

Liebe «es» und liebe Nina, grad habe ich den «Namen»-Artikel in Nr. 28 gelesen und mit Schrecken an mein Herz gegriffen: Bei uns stimmt auch allerhand nicht! Wir, d. h. mein Mann und ich, sind seit 28 Jahren verheiratet und nennen eine 24jährige Tochter und einen fast 22jährigen Sohn unser «eigen». (Dies in Gänsepötzchen, weil sie

sich kreuz und quer bedanken würden, unser «eigen» zu sein.)

Wie es sich also damals für anständige Eltern geziemte, fuchsten wir uns vorsorglich – das erste Kind war erst im Kommen – im Sinne des in anderthalb Jahren zu plaudern beginnenden Schätzeli auf Müeti und Vati ein. Das Schätzeli begann auch zu pläderen, einige Wörtlein konnte es sehr bald richtig nachsprechen, aber «Müti» und «Vati», die sonst meist gehörten Ausdrücke, waren nicht dabei.

In unterhaltenden Abwandlungsspielen hießen wir «Hüeti», «Bütti», «Buiggi» – «Atti», «Adui», und zuletzt blieben uns die Namen «Adöj» für Vati und «Böiti» für Müeti. Unterdessen schenkte das Böiti einem Brüderchen das Leben, und nicht lange ging's, da übernahm der Kleine ganz selbstverständlich – ohne den Versuch einer Abwandlung – die vom Schwesterchen kreierten Anreden. Ja sogar wir selbst nannten uns im Gespräch und in Anwesenheit der Kinder gegenüber so!

Als das seinerzeit meine Mutter entdeckte, wollte sie den inzwischen Vorschulpflichtigen sanft, aber bestimmt beibringen, die Eltern hiesen im Munde braver Kinder Vater und Mutter. Sie vermidet es ostentativ, von uns jemals anders als von Vater und Mutter zu reden, obwohl uns diese Anrede inzwischen in den Ohren kratzte. Doch alle Umerziehungsversuche schlugen fehl. Wir blieben, was unser Nachwuchs aus uns gemacht hatte, der Adöj und das Böiti, bis auf den heutigen Tag, ca. 25 Jahre danach!

Sagen Sie selbst, ist das nun in Ordnung? EV

 Ticino

**SEIT 1974
STABILE
HOTEL-
ZIMMER-
PREISE
IM
TESSIN!**

**HOTELLISTE
ERHÄLTLICH BEI
ETT, 6501 BELLINZONA**